

Der Mensch hinter der Heldin

Robert M. Zoske und Maren Gottschalk
gelingen einfühlsame Porträts von Sophie Scholl

VON CORD ASCHENBRENNER

Sophie Scholl, die zusammen mit ihrem Bruder Hans und weiteren Mitverschwörern hinter den anonym verfassten und zu Tausenden verteilten „Flugblätter der Weißen Rose“ steckte und dafür im Februar 1943 mit 21 Jahren von der NS-Justiz hingerichtet wurde, ist seit Jahrzehnten eine Art schimmernde Ikone. Mit ihr schmücken und trösten sich die Deutschen vor dem dunklen Hintergrund der Untaten ihrer Eltern und Großeltern, sie wird zu Recht geehrt, hin und wieder aber auch von den Falschen vereinnahmt wie jüngst von politisch-historisch unterbelichteten „Querdenkern“.

Gleich zwei Biografien über Sophie Scholl sind nun aus Anlass ihres hundertsten Geburtstags am 9. Mai 2021 erschienen. Zusammen mit den Hitler-Attentätern Georg Elser und Claus von Stauffenberg, dem Theologen Dietrich Bonhoeffer und noch vor ihrem Bruder Hans zählt sie nicht nur zu den bekanntesten Widerstandskämpfern gegen die NS-Diktatur, sondern auch zu den bekanntesten Deutschen der jüngeren Geschichte. Was doch erstaunlich ist für eine junge Frau, die erst am Anfang ihres Lebens stand. Und gerade deshalb eine Herausforderung für heutige Biografen, die vor dem Mythos der mutigen Nazi-Gegnerin, der damit einhergehenden Verklärung, die ihre Schwester Inge Aicher-Scholl begründete, sowie einer Reihe älterer Biografien stehen. Der Zugang zum Leben Sophie Scholls, die so wenig wie andere Helden nicht schon als Heldin zur Welt kam, könnte leichter sein.

Die Historikerin Maren Gottschalk und der Theologe Robert M. Zoske konnten sich allerdings an eigenen Arbeiten orientieren: Gottschalk an ihrem anspruchsvollen Jugendbuch über Sophie Scholl aus dem Jahr 2012, Zoske an seiner 2018 erschienenen Biografie über Hans Scholl, die diesen aus dem Schatten seiner Schwester holte. Denn für Sophie Scholl interessierte

sich die bundesdeutsche Nachkriegsgesellschaft immer weitaus mehr als für ihren Bruder, obwohl dieser zusammen mit Alexander Schmorell die treibende Kraft der (nur von der Nachwelt so genannten) „Weißen Rose“ war – aber eben nicht Mittelpunkt mehrerer Spielfilme und Bücher wie Sophie. Die DDR-Wahrnehmung hingegen war zwar etwas gerechter, dabei jedoch mehr auf den angeblichen „antifaschistischen Sozialismus“ beider Geschwister gerichtet.

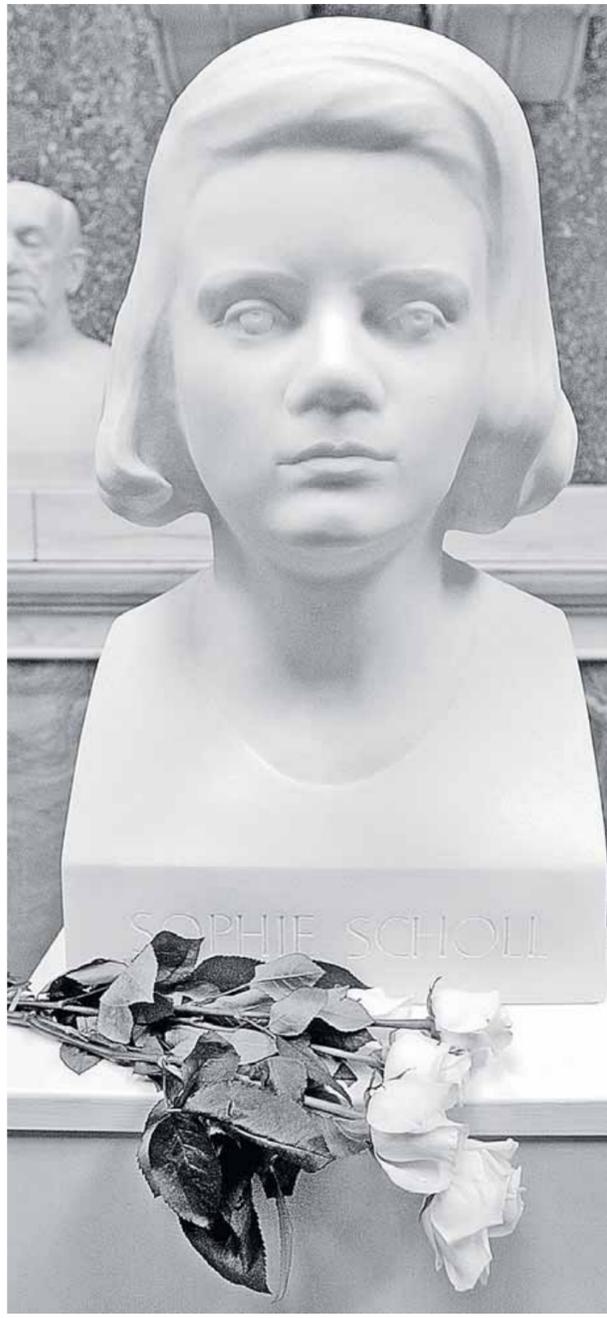
Es war ein zuweilen geschöntes, unvollständiges Bild der jungen Widerstandskämpferin, das die beiden Autoren vorfanden. „Können wir“, fragt Maren Gottschalk, „hinter dem Heldinnenbild überhaupt noch den Menschen Sophie Scholl erkennen?“ Ähnlich schreibt Zoske, es gehe darum, den ganzen Menschen zu zeigen, „der im öffentlichen Gedenken oft geglättet und überhöht zur Darstellung kommt“.

Die Autoren fanden ein zuweilen geschöntes, unvollständiges Bild der Widerstandskämpferin vor

Wer also war Sophie Scholl? Die Tochter von Lina und Robert Scholl aus dem schwäbisch-fränkischen Hohenloher Land – der Vater Verwaltungsfachmann, Kommunalpolitiker, Pazifist und pflichtbewusster Verfechter politischer Moral, die Mutter vor der Ehe Diakonisse und entschiedene pietistisch-protestantisch gesinnt, beide im Ersten Weltkrieg entschiedene Kriegsgegner – wuchs mit ihren vier Geschwistern in der mal mehr, mal weniger heilen Welt schwäbischer Kleinstädte auf, bis die Familie 1932 nach Ulm zog, wo Robert Scholl Teilhaber einer Wirtschaftsprüfer- und Steuerberaterkanzlei wurde. Schon bald nachdem die Nationalsozialisten sich 1933 in Deutschland etabliert hatten wurden Inge und Hans Mitglieder der Hitlerjugend bzw. des Bunds Deutscher Mädel (BDM), Sophie, die Jüngste, ging zu den „Jungmädern“ – zum Leidwesen besonders des Vaters, der, wie sowohl Gottschalk als auch Zoske schreiben, zwar kein überzeugter Demokrat, vielmehr Monarchist war, mitnichten aber ein Nazi.

Beide Autoren zeichnen feinfühlig und genau das Aufwachsen in der großen Familie nach, in der religiöse Erziehung, Musik, Bücher und Gespräche wichtig waren. Immer mussten die Wohnungen den vielen Scholls viel Platz bieten, auch wenn das teuer war. In dieses liebevolle, bildungsbürgerliche Umfeld drängte sich der Nationalsozialismus, dem die drei Ältesten schnell verfielen, nicht anders als die meisten Gleichaltrigen. Der „Dienst“ in der Hitlerjugend habe, so Maren Gottschalk, gerade für die ganz anders sozialisierten Scholl-Kinder einer Gehirnwäsche geglichen. Sie unterzogen sich ihr bereitwillig.

Aber anders als es die älteste Schwester Inge nach dem Krieg in ihrem Buch „Die Weiße Rose“ wie in einer modernen Heili-



Wenig Raum für Ungeglättetes: In der Walhalla bei Regensburg steht die Büste von Sophie Scholl seit dem Jahr 2003. FOTO: FRANK BOXLER/JAP

genlegende darstellte, gab es weder für Sophie Scholl noch für ihren Bruder ein die Augen öffnendes Erweckungserlebnis, das ruckartig schon früh, lange vor dem Krieg, die Abkehr vom NS-System einleitete. Beide Autoren haben ihre Bücher auf den vorhandenen Quellen, vor allem Briefen und Erinnerungen aufgebaut, Maren Gottschalk auf dem Nachlass der Familie Scholl im Institut für Zeitgeschichte, Zoske auf einer breiteren Basis, die auch Material aus nationalen und internationalen Archiven umfasst.

Beiden gelingt es, aus den Briefen Sophie Scholls an ihren Freund, den jungen Wehrmachtsoffizier Fritz Hartnagel, an Ernst Reden, einen anderen Freund und an Otl Aicher, einen kompromisslosen jungen Katholiken, der später Inge Scholl heiratete, an ihre Freundinnen sowie aus deren Erinnerungen das Bild einer in sich gekehrten, gleichwohl lebenslustigen, so komplizierten wie klugen jungen Frau zu zeichnen, die ihre Umwelt scharfsichtig wahrnahm. Die Vertreibung der Juden aus Ulm allerdings sah sie nicht, jedenfalls hat sie

dies nicht erwähnt. Und der Faszination der nationalsozialistischen Jugendorganisation konnte oder wollte Sophie Scholl sich lange nicht entziehen. Erst spät, 1941, trat sie aus. Mädchenhaft war sie nicht, vielmehr „wie ein feuriger wilder Junge“, wie sich eine Freundin später erinnerte, natürlich, künstlerisch begabt und belesen.

Gleichzeitig hatte sie einen bemerkenswerten Hang, es sich und anderen schwer zu machen – vor allem ihrem Freund Fritz, der kaum weniger ernsthaft und religiös war als Sophie. Die Briefe, die zwischen den beiden hin und her gingen, sind oft erstaunlich tiefgehend, sowohl religiös-spirituell als auch bei literarischen Themen. Vergleichbares würde Gleichaltrige heute kaum noch bewegen, etwa die wiederkehrende Frage Sophies, ob sie durch die vorangegangene Nacht mit Fritz nicht vor Gott schuldig geworden sei. Man liest manches mit dem Gefühl der Indiskretion, fragt sich aber auch, ob Sophie Scholl nicht wenigstens zeitweilig einen religiösen Spleen hatte.

Jedenfalls war sie eine fromme Suchende, wie gerade in Zoskes Buch deutlich wird. Der Theologe widmet diesem Aspekt viel Raum, denn hier steckt der interessanteste Konflikt in der Entwicklung der jungen Frau, der als „Jungmädler“ eingebläut wurde, „Du bist nichts, dein Volk ist alles!“, und die im Konfirmationsunterricht an der Ulmer Pauluskirche lernte, dass „Gott von uns fordert, dass wir nicht allein das Böse lassen, sondern auch das Gute tun sollen“, wie es in ihrem „Konfirmationsbüchlein“ stand, dem württembergischen Katechismus.

Spät, erst 1942, folgte sie ihrem christlich geprägten Gewissen

Sophie Scholl war keine entschlossene Widerstandskämpferin von Anfang an, sondern, wie sollte es anders sein, ein junger Mensch in seinem Widerspruch. Spät erst, 1942, als der Krieg weit fortgeschritten war, folgte sie ihrem christlich geprägten Gewissen, wollte sie „mit Gott gegen Hitler kämpfen“, wie Zoske schreibt. Sie fühlte sich mitschuldig an den Verbrechen des NS-Regimes im Osten, von denen sie durch ihren Bruder und ihren Freund wusste. In ihrem Tagebuch ist im Oktober 1942 von „einer sanften Traurigkeit“ die Rede. „Ein unschuldiges Hineingezogenwerden in eine Schuld, in meine Schuld.“ Kriegsgegnerin allerdings war Sophie Scholl, wie Maren Gottschalk herausarbeitet, in der pazifistischen Tradition ihres Vaters von Anfang an, was die Beziehung zu dem jungen Berufsoffizier Hartnagel auch nicht einfacher machte.

Beiden Biografien merkt man an, wie eingehend sich die Autoren mit dem Leben Sophie Scholls beschäftigt haben, beide kommen ihr und ihrem Wesen sehr nahe. Maren Gottschalk erzählt schneekellos, dabei farbig und mit großem Einfühlungsvermögen von der jungen Frau, deren Lebenswelt der heutigen sehr fern ist. Robert M. Zoske holt etwas weiter aus, betont die „hohe sittliche Geisteshaltung“ Sophie Scholls und ihrer Mitverschwörer, die sie anfänglich für heutige Überhöhung mache. Zoske zeigt, wie ihr christlicher Glaube Sophie wie ihren Bruder Hans schließlich in den Widerstand trieb. Er schildert sie als bewundernswert mutigen Menschen mit Schwächen. Auch ihm gelingt ein wahrhaftiges Lebensbild.

„Paradies“ hinter Stacheldraht

Lebenserinnerungen jüdischer Kinder im DP-Lager Föhrenwald

Da lebten sie also. Wieder hinter einem Zaun mit Stacheldraht, im Land der Täter. Doch diesmal fühlten sich die allermeisten geschützt. Sie waren der „Rest der Geretteten“, die den Holocaust überlebt hatten und nun in Deutschland darauf warteten, entweder in die USA oder in den neu gegründeten Staat Israel auszuwandern zu können. Millionen solcher „Displaced Persons“ (DP) irrten nach dem Zweiten Weltkrieg durch Europa, mehr als Zehntausend lebten zwischen 1945 und 1957 im jüdischen DP-Lager Föhrenwald bei Wolfratshausen. Vor allem den Kindern, die dort Monate oder gar Jahre verbrachten, erscheint die Zeit im Isartal im Rückblick als „Paradies“, 34 von ihnen haben sich vom Verein „Erinnerungsort Badehaus“, der in Wolfratshausen eine Dokumentationsstätte betreibt, interviewen lassen.

Was für die Kinder – einige in den letzten Kriegsjahren, die meisten kurz danach geboren – ein Abenteuerplatz war, war für deren osteuropäische Mütter und Väter, die Ghetto- oder KZ-Terror überlebt und alle zahllose nahe Verwandte verloren hatten, ein oft schwer zu ertragender Zustand zwischen Hoffen auf eine bessere Zukunft und Angst vor dauerhafter Heimatlosigkeit. Die Kinder aber wollte man mit all den Traumata nicht belasten, kaum einer sprach über den NS-Terror.

Die Lebensgeschichten, die die Vereinsvorsitzende Sybille Krafft und ihr ehrenamtliches Team zusammengetragen haben, beeindrucken in ihrer Nüchternheit. Es sind eher Lebensskizzen, für die allermeisten Familien könnte das Wort Odyssee erfunden worden sein. Auf einer stillierten Weltkarte ist für jede Familie der Weg eingezeichnet, oft wird die gesamte Fläche zwischen Sibirien und den USA gezeichnet. Manche flüchteten vor den Nazis in die Sowjetunion, kehrten nach dem Krieg nach Polen zurück – und flohen alsbald wieder wegen der antisemitischen Stimmung dort; manche emigrierten nach Israel, vertrugen das Klima nicht und kehrten zurück; wieder andere konnten wegen psychischer und physischer Krankheiten nicht in die USA auswandern. Und so fanden sie sich zusammen im „letzten jüdischen Stiel“ auf europäischem Boden.

Vieles davon lebt in den Erinnerungen der Interviewten, die die Fotografien Justine Bittner einfühlsam porträtiert hat, wieder auf. Zahlreiche historische Fotos ergänzen den zweisprachigen Band im Großformat. Er führt auf sehr persönliche Weise in ein weithin wenig bekanntes Kapitel der Nachkriegszeit ein. Er ist aber vor allem eine Verneigung vor den Menschen, die hier lebten, und die doch auch als Kinder spürten, dass Föhrenwald nicht nur eine schöne und unbeschwerte Zeit war. Den Hauch der Dunkelheit etwa erahnen viele bei der Frage, warum viele Wolfratshausener Kinder Oma und Opas hatten, sie selbst aber allesamt nicht. ROBERT PROBST

Lebensbilder – Porträts aus dem jüdischen DP-Lager Föhrenwald. Zweisprachig (Deutsch&Englisch). Wolfratshausen, 2020. 176 Seiten, 24,90 Euro. Zu bestellen online über: www.erinnerungsort-badehaus.de

„Herzen finden sich in der Atmosphäre des Kerkers“

Carlos Alberto Haas zeigt auf eindrucksvolle Weise, wie sich jüdische Ghettobewohner im besetzten Polen einen Rest von Privatheit zu bewahren versuchten

Schon bald nach dem Überfall auf Polen im September 1939 zwangen die Deutschen die dortigen Juden, in Ghettos zu ziehen. Wie lebten die Menschen dort unter existenziell bedrohlichen Bedingungen? Wie war in dieser räumlichen Enge Privatheit herzustellen? Der Historiker Carlos Alberto Haas hat für sein Dissertationsprojekt in den Ghetto-Archiven von Washington, New York, Jerusalem, dem Ghetto-Kämpfer-Archiv im Kibbuz Beit Lohamei Hagetaot und weiteren Archiven verstreut lagern- de Tagebücher und Briefe von Ghettobewohnern in Warschau und Łódź sowie zwei kleineren Ghettos in Tomaszów und Petrikau gesichtet. Allein das Jüdische Historische Institut in Warschau beherbergt mehr als 7000 Berichte und Aussagen von Überlebenden des Holocaust, Quellen, die den Ghettoalltag abbilden. Da von Privatheit in den Ghettos im landläufigen Verständnis kaum die Rede sein konnte, definiert Haas den Begriff als „Set sozialer Praktiken“.

In den Großghettos Warschau und Łódź drängten sich auf engstem Raum Hunderttausende

Bei seiner Errichtung am 8. Februar 1940 drängten sich im Ghetto Łódź 160.000 Menschen auf 4,13 Quadratkilometern in 31.000 Zimmern. Noch größere Enge prägte die Wohnsituation im Warschauer Ghetto, wo im Januar 1941 auf drei Quadratkilometern bebauter Fläche um die 400.000 Menschen in Zwangsgemeinschaft lebten. In Petrikau wohnten etwa fünf Personen in einem Zimmer, das heißt bis zu 110 Personen in einem Haus. Eine Wohnung im Ghetto zu finden, war nachgerade aussichtslos. Der Pädagoge und Linguist Chaim Kaplan verglich in seinem Tagebuch die Situation in Warschau in biblischer Konnotation: „Eine Wohnung zu finden ist so schwer, wie trockenen Fußes das Schilfmeer zu überqueren.“

Angesichts der häuslichen Enge war auch innerhalb einer Familie eine Trennung der Geschlechter etwa im Hinblick auf das Schlafen nicht mehr möglich. Die

Familienmitglieder schliefen gemeinsam auf dem Boden oder auf Sofas. Möglichkeiten, sich zurückzuziehen und Momente der Intimität gab es keine. Das Konfliktpotenzial war hoch, selbst unbedeutende Vorwürfe konnten Streit auslösen. Andererseits stärkte die Bedrohungs- erfahrung das Zusammengehörigkeitsgefühl.

Die Realität in den Ghettos war geprägt von katastrophalen hygienischen und sanitären Bedingungen, von Nahrungsknappheit, Krankheiten, Zwangsarbeit und Deportationen, ab einem gewissen Zeitpunkt vom Wissen um die eigene Vernichtung. Es gab keine Freizeit in Abgrenzung zur Arbeitszeit, es gab keine private häusliche Sphäre. Kurzum: Die permanente existenzielle Bedrohung machte Privatheit scheinbar undenkbar – jedenfalls nach heutigem Verständnis.

Um der Enge des hoffnungslos überfüllten Ghettos zu entgehen, rissen die Bewohner die Wände ihrer Keller und Dachböden ein und verschoben so die herkömmlichen Grenzen zwischen privater und öffentlicher Sphäre. Auf diese Weise gewannen sie die verlorene Bewegungsfreiheit ein Stück weit zurück, um ihren Wunsch nach Nähe erfüllen zu können.

Im Ghetto war die Hausgemeinschaft die wichtigste räumliche Bezugsgröße. Die meiste Zeit des Tages verbrachten Juden bei Zwangsarbeit, den Rest der verbliebenen Zeit im beengten Zuhause. Das Haus war ein Ort sozialer Interaktion. Wenn die Bewohner abends nach Hause kamen, mussten sie im Dunkeln sitzen, das es verboten war, nach 20 Uhr elektrisches Licht zu benutzen. Vor allem während der Wintermonate, in denen es bereits nachmittags dunkel wurde, schränkte dieses Verbot jede Aktivität wie etwa das Lesen ein.

Trotz der obwaltenden Umstände gab es im Ghetto Liebe und Liebesgeschichten, auch Affären. Gerade für junge Menschen überstrahlten erste sexuelle Erfahrungen die sonstigen negativen Erlebnisse. Ruth Goldbarth etwa schreibt ihrer Freundin Edith Blau über einen Verehrer: „Der ideale Flirt... Groß und fabelhaft gewachsen, mit einem frechen, hübschen Jungengesicht, bestimmt nicht übermäßig klug,

aber witzig und guter Laune. Mit einem Wort: Bel ami! Alter: keine zwanzig. Beruf: Lumpensammler.“

Eheschließungen waren verbreitet und hatten nicht zuletzt ihren Grund darin, gemeinsam besser den Notlagen widerstehen zu können. Oskar Rosenfeld, einer der Chronisten des Ghettos Łódź, schreibt in sarkastischem Tonfall: „Herzen finden sich in der Atmosphäre des Kerkers.“ Im Mai 1942 heirateten allein in Łódź 42 Paare; teilweise aus Angst, ohne Trauschein bei einer Deportation getrennt zu werden.

Tagebucheintragen belegen schonungslos schier unvorstellbare Ereignisse, wie sie Abraham Lewin im Warschauer Ghetto am 13. Mai 1942 notierte: Darin schildert er, wie die Deutschen eine Gruppe jüdischer Männer und Frauen zwangen, sich im Bad nackt auszuziehen und sexuelle Handlungen aneinander vorzunehmen.

Die Uniformierten filmten diese Szene, wohl auch, um ihre eigene voyeuristische Perversion zu befriedigen. Dies war zugleich Teil eines Systems der sexuellen Denunziation, um die vermeintliche Triebhaftigkeit von Juden als potenzielle Sexualverbrecher zu belegen. Lewin empfand die psychische und physische Grausamkeit, die sich hier offenbarte, als zu barbarisch, um sie in Worte zu fassen, es gäbe für ein solches Ereignis, notierte er, keine Bezeichnung in „unserer verarmten Zunge“.

Es war gefährlich, auf SS oder andere Bewacher zu stoßen, die Bevölkerung war zu jeder Tages- und Nachtzeit permanent von Terroraktionen der Deutschen bedroht. Unter diesen Umständen mussten die Insassen des Ghettos ihre sozialen Praktiken situativ anpassen und zum Teil grundlegend revidieren, um sich Residuen menschlicher Autonomie zu bewahren, so Haas.



Am Tag Zwangsarbeit und der Versuch, zu überleben; nachts eingesperrt in der Wohnung: Ghetto Lodz, 1942. FOTO: PRISMA BY DUKAS/UNIVERSAL IMAGES GROUP VIA GETTY IMAGES

Die Deutschen zerstörten die religiöse Infrastruktur, verboten jedwede religiöse Praktiken. Im Tagebuch des Chaim Kaplan findet sich zum Verbot, Pessach 5701 (1941) zu feiern, der Eintrag: „Ich fürchte, dass wir unseren Feiertag in einen Werktag verwandeln werden. Zum Gebet gibt es weder Synagogen noch Lehrhäuser. Ihre Tore sind geschlossen und Finsternis herrscht in den Zelten Israels. Zum Essen und Trinken gibt es weder Matzen noch Wein.“

Trotz der vielen Restriktionen und Verbote erwiesen religiöse Praktiken große Beharrungskraft, wengleich mancher keine Antworten auf die Erfahrung von Verfolgung, Leid und Vernichtung fand und an dem „untätigen“ jüdischen Gott zu zweifeln begann. Gleichwohl unternahm Ghettobewohner große Anstrengungen, die Lebensführung weiterhin nach religiösen Geboten auszurichten. So fanden ursprünglich öffentliche Dinge wie Schulunterricht oder Gottesdienste nur noch in privaten Räumen verborgen statt.

Sterben fand in der Öffentlichkeit statt. Der Anblick von Leichen auf den Straßen wurde normal

Aus der Vorstellung, trotz allem eine bessere Zukunft vor sich zu haben, schöpften viele im Ghetto Kraft und Durchhaltevermögen für eine Zukunft – eine trügerische Hoffnung. Izrael Orenbach schrieb im April 1940: „Wir küßten uns durch die Briefe hindurch und denken: Alles wird gut. Irgendwann, wenn ich ein alter Mann bin, werde ich diese Briefe lesen und denken: Ich war so jung, und alles war so schön.“ Orenbach sollte sich irren – er wurde 1942 in Treblinka ermordet, 22-jährig.

Der Überlebenswille schwand in dem Maße wie die Sterblichkeitsrate zunahm. Längst gaben die Vernichtungsaktionen den Takt vor, an dem sich das Leben im Ghetto ausrichtete, und es war wahrscheinlicher zu sterben und auf dem jüdischen Friedhof beerdigt zu werden, als das Ende der Ghettoisierung zu erleben.

Das Sterben der Menschen geschah vor den Augen aller Ghettobewohner, jeder

konnte die Agonie der Sterbenden sehen und hören. Man gewöhnte sich daran, dass der Tod in der Öffentlichkeit stattfand und nicht mehr im geschützten Raum eines Privatimmers. Der Anblick von Leichen war normal geworden.

Die einzigartigen schriftlichen Zeugnisse der „Ghettomenschen“ lassen sich als der stolze Rest von Normalität und Humanität in einem Kosmos voller Terror lesen. Die Tagebuchschreiber gaben ihren Erlebnissen und Erfahrungen im Prozess des Schreibens eine gewisse Ordnung. Sie versuchten, durch das Schreiben einer aus den Fugen geratenen Welt einen Sinn zu geben und der Nachwelt klarzumachen, dass das Erlebte tatsächlich passiert war. Haas zeigt, dass Juden nicht nur passive Opfer und eine „amorphe Masse“ waren, sondern aktiv versuchten, sich eigene „private“ Prioritäten zu setzen – ihre Form von Widerstand. Gerade das Schreiben, das Zeugnis-Ablegen, eröffnete vielen Ghettobewohnern eine Möglichkeit, in einer fremdbestimmten Umwelt einen Ausdruck von Selbstbestimmung und Autonomie zu finden.

Durch die Lektüre der Haas'schen Untersuchung wird der Leser an die ursprüngliche Bedeutung des Privat-Begriffs als etwas Geräumtes erinnert, an das Private im Ghetto als etwas, das verteidigt und geschützt werden musste. Das konnte angesichts eines vom Vernichtungswillen getriebenen Feindes nur bescheiden gelingen. LUDGER HEID

Ludger Heid ist Neuzeithistoriker. Er lebt in Duisburg.

Carlos Alberto Haas: Das Private im Ghetto. Jüdisches Leben im deutsch besetzten Polen 1939 bis 1944. Wallstein Verlag, Göttingen 2020. 370 Seiten, 32 Euro.